

Sucht und Armut: Wie kann man helfen?

Bei der Kuratoriumssitzung der Sozial- und Arbeitsmedizinischen Akademie Baden-Württemberg e.V. (SAMA) am 29. April 2015 in Stuttgart-Freiberg ging es im Hauptvortrag um die Frage „Sucht und Armut“ – was ist zu tun?“ Antworten gab Dr. med. Dr. phil. Ambros Uchtenhagen vom Schweizer Institut für Sucht- und Gesundheitsforschung an der Universität Zürich.

Begrüßt wurden die rund 150 interessierten Gäste (aus der Renten- und Krankenversicherung, von Verbänden im Gesundheitswesen und Rehabilitationseinrichtungen sowie aus dem Kreis der Ärzte und Psychotherapeuten) vom bisherigen SAMA-Vorstandsvorsitzenden Hubert Seiter und von der SAMA-Kuratoriumsvorsitzenden und baden-württembergischen Sozialministerin Katrin Altpeter. Die Ministerin betonte, dass es im Zukunftsplan Gesundheit der Landesregierung keineswegs nur um die Krankenhäuser gehe, sondern vor allem auch um Gesundheitsförderung und Prävention. „Das muss beides vor Ort gelebt werden und dort auch erlebbar sein.“ In ihrem Ministerium werde jetzt ein Ausschuss für Gesundheitsförderung eingesetzt. Zur Suchtproblematik forderte Katrin Altpeter: „Wir brauchen eine Verzahnung der Angebote und Übergänge zwischen den unterschiedlichen Hilfesystemen.“ Bei der SAMA bedankte sich Altpeter, dass der sehr stark nachgefragte „Kurs für das Öffentliche Gesundheitswesen“ angeboten werde: „Der öffentliche Gesundheitsdienst steht auch im Fokus der Landespolitik.“



Hubert Seiter, Erster Direktor der Deutschen Rentenversicherung Baden-Württemberg (DRV), machte deutlich: „Die SAMA ist supergut aufgestellt und keinesfalls ein Auslaufmodell. Gerade jetzt ist sie im Land besonders wichtig mit ihrem Netzwerk und ihrer Aufgabe, Medizin in Bezug zu setzen zur Arbeitswelt.“

Zum Thema des Hauptvortrags sprach Seiter die verschiedenen Formen der Suchtrehabilitation an: „Zwischen der Abstinenzorientierten Suchtreha und den anderen Angeboten und Modellen darf es kein Gegeneinander geben. Übergänge müssen möglich sein.“

Dr. Uchtenhagen wies in seinem Vortrag ebenfalls auf den überholten Gegensatz zwischen den beiden Methoden Substitution und Abstinenz hin: „Dieses Gegeneinander macht heute keinen Sinn mehr. Wir brauchen Kooperation.“

Suchtprobleme seien in allen sozialen Schichten zu finden, allerdings gebe es Unterschiede bei der Wahl der Suchtmittel und bei den persönlichen Auswirkungen, so Uchtenhagen. Besonders fatal sei das Zusammentreffen von Sucht und Armut oder psychischen Erkrankungen. Hier entstünden Teufelskreise aus Milieu und Suchtverhalten, vor allem auch für Jugendliche. Ein Problem seit dem 18. Jahrhundert sei die Urbanisierung mit dem Phänomen der vernachlässigten Vorstädte. Und die vermehrte Produktion und Verbreitung von Schnaps, der das Bier und den Wein ergänzte.

Erstaunlich sei, dass eine große Zahl von Abhängigen den Umstieg in den kontrollierten Konsum und sogar in die Abstinenz auch ohne therapeutische Hilfe schaffen, so Uchtenhagen: „Unter veränderten Lebensbedingungen und mit sozialer Unterstützung kann sich Suchtverhalten auch ändern.“

Der Differenz zwischen Männern und Frauen bei der Zahl der substanzbedingten Störungen habe mit der Zeit immer weiter abgenommen. Zur Frage, ob die Süchtigen selber Schuld sind an ihrer Abhängigkeit, merkte Uchtenhagen an, dass es immer einen Rest an Wahlfreiheit gebe. Bestrafung von Suchtverhalten führe nicht weiter, es sei denn die Bestrafung sei mit den Patienten vereinbart (contingency management). Zielführender sei eine Belohnung für einen Ausstieg. Eine soziale Unterstützung von Suchtkranken sei sinnvoll, eine finanzielle Unterstützung aber nicht unbedingt, stellte Uchtenhagen fest.



Was muss getan werden, um den Teufelskreis von Sucht und Armut zu durchbrechen? Ambros A. Uchtenhagen empfahl eine Reihe von Maßnahmen: Wichtig seien Straßenarbeit und niederschwellige Anlaufstellen für Betroffene. Auch über das Internet könne man mit gefährdeten Menschen Kontakt aufnehmen. Die Städte müssten so geplant werden, dass sich die Bevölkerungsgruppen stärker durchmischen: In Problemquartieren müssten mehr Arbeitsplätze geschaffen und in privilegierten Vierteln mehr Sozialwohnungen gebaut werden. Mit guten öffentlichen Verkehrsmitteln sollten die Menschen die Chance bekommen, ihre Wohnviertel auch mal zu verlassen, so Uchtenhagen.

Infoveranstaltungen sollten so geplant sein, dass Jugendliche Zuhörer von betroffenen Jugendlichen, die inzwischen kontrolliert konsumieren, etwas über das Leben mit der Sucht erfahren (peer education).

Während einer Therapie sollten die Eltern von jugendlichen Konsumenten mit einbezogen werden. Arbeiten sollten die Jugendlichen dann möglichst nicht in speziellen Werkstätten, sondern an regulären Arbeitsplätzen. Die Zusammenarbeit zwischen Suchthilfe und Polizei müsse verbessert werden, so Uchtenhagen. Besonders wirksam gegen den Drogenmissbrauch seien gemeinsame Patrouillengänge von Polizisten und Suchthelfern: „Es müssen neue Koalitionen geschmiedet werden.“

In der anschließenden Diskussion wurde von einem Zuhörer auf die grassierende Internet-Sucht von Jugendlichen hingewiesen. Ambros Uchtenhagen bestätigte das: „Die wachsende Internetabhängigkeit ist aber in der Medizin noch nicht angekommen. Es ist leider noch schwer abzugrenzen, wo das Normalverhalten endet und das Suchtverhalten beginnt.“

Angesprochen wurde von einem Zuhörer auch die große Zahl süchtiger alter Menschen (vor allem im Bereich Medikamentenabhängigkeit). Er forderte eine stärkere Zusammenarbeit von Suchthilfe und Altenpflege.

Die im Vortrag genannte hohe Zahl von Menschen, die sich selber von ihren Süchten befreien können, wurde von einem Zuhörer angezweifelt. Dr. Uchtenhagen nannte Studien, auf denen die Zahlen basieren.

Gegen Ende der Diskussion forderte Uchtenhagen gemeinsame Sucht-Weiterbildungen von Hausärzten und Psychotherapeuten, um deren Zusammenarbeit zu verbessern. Bereits in der Ausbildung sollten angehende Hausärzte bessere Kenntnisse in Suchtfragen erhalten. Einem Zuhörer, der auf die erfolgreiche Arbeit der Selbsthilfegruppen hinwies, gab Uchtenhagen voll und ganz Recht: „Die Zusammenarbeit von Selbsthilfe und professioneller Suchthilfe bringt große Vorteile.“



Christoph Noth